



Der Palacio Salvo in Montevideo war einst das höchste Gebäude Südamerikas.

# Das gelobte Land

Im kriselnden Südamerika gilt Uruguay als die Strebernation schlechthin: die stabilste Demokratie, Strände schöner als in den Hamptons, und Marihuana ist auch legal. Lebt es sich am Río de la Plata wirklich so gut?

Text PATRIZIA MESSMER

Fotos GATO SUAYA



Ein junger Gaucho wartet am Strassenrand auf Wasser für die Rinder. 90 Tage hat es nicht geregnet.



VIELLEICHT IST ES am Schluss einfach der Wind. Der unnötige Gedanken vertreibt und dafür sorgt, dass man hier am Río de la Plata so gar nicht anders kann, als einen kühlen Kopf zu bewahren. Es ist einer dieser Sommerabende in Montevideo; die Uruguayos sitzen mit einem Mate in der Hand auf der Rambla, während die blutrote Sonne im Río de la Plata (der gar nicht so silbern, sondern eher dreckig und sowieso mehr Meer als Fluss ist) versinkt – und der Rest von Südamerika im Chaos.

In Argentinien lebt die Hälfte der Bevölkerung in Armut, die Inflation steigt gegen die hundert Prozent. In Brasilien stürmten nach der Wahl Lulas Anhänger von Bolsonaro die parlamentarischen Institutionen, ganz nach dem Vorbild des Sturms auf das Capitol. Chile kann sich seit zwei Jahren nicht auf eine neue Verfassung einigen, in Peru starben nach einer Regierungskrise sechzig Menschen bei Gewalt auf den Strassen. Überall geht die soziale Schere auf. Und Uruguay?

Das zweitkleinste Land landete kürzlich auf Platz eins des Demokratie-Rankings der Weltbank in Südamerika – wieder! Nur drei Plätze hinter der Schweiz und zwei Plätze vor Deutschland. Uruguay hat die geringste Korruption, das höchste Pro-Kopf-Einkommen, die geringste soziale Ungleichheit und hat obendrein auch die Energiewende anscheinend problemlos geschafft (98 Prozent erneuerbare Energie!). Und es exportiert angeblich auch CO<sub>2</sub>-neutrales Fleisch!

Was macht Uruguay so viel besser, was macht es zu einem solchen Streber der freien, solidarischen Gesellschaft, dass selbst die eher zugeknöpfte «Financial Times» ins Schwärmen kommt und das Land am Río de la Plata nach dem Absturz Schwedens zur neuen Vorzeigeneration erkoren hat? Und das, obwohl Uruguay so unscheinbar ist wie kaum ein anderes Land in Südamerika, ja ein Mauerblümchen-Dasein fristet unter all den Salsa-Caipirinha-Inka-Nationen. «Man muss schon ein Politik-Hipster sein, um Uruguay auf dem Schirm zu haben», schrieb Janan Ganesh in der «Financial Times».

Ich weiss kaum etwas über das Land, als ich in Montevideo aus dem Flugzeug steige – ausser dass seine Fussballspieler manchmal zubeissen und das Rindfleisch in unseren Supermärkten oftmals von da kommt. Meine Haltung ist also eher indifferent, und daran ändern die vielen Quadratkilometer braunes Flachland, über die ich gerade geflogen bin, vorerst nicht viel. Der erste Eindruck: viel platte Einöde. Aber wir wollen ja nicht zu voreingenommen sein.

Im Bus ins Zentrum treffe ich Janis. Die Sechzigjährige hat über vierzig Jahre im Gesundheitswesen gearbeitet und hat ziemlich sicher ein Helfersyndrom. Jedenfalls nimmt sie mich, als ich sie nach der Haltestelle frage, weil es in den alten Bussen keine Anzeigen gibt, buchstäblich an der Hand und begleitet mich bis vor die Tür meines Hotels. «Somos tranquillos!», versichert sie in einem fort, Uruguay sei das sicherste Land in Südamerika, nur auf meine Tasche solle ich trotzdem aufpassen. «Wir sind doch immer noch in Südamerika.» Tatsächlich könnte man das fast vergessen, so europäisch wie Montevideo ist. Der Grossteil der heutigen Uruguayer geht auf europäische Vorfahren zurück, die im 19. Jahrhundert hierher ausgewandert sind. Indigene Bevölkerungsgruppen hingegen gibt es in Uruguay keine mehr, die Einwanderer haben sie alle umgebracht.

Janis, die viele Jahre in Spanien als Pflegerin gearbeitet hat, sagt vor meinem Hotel zum Abschied: «Weisst du, Europa ist gut fürs Geld, aber Uruguay ist gut fürs Herz.» Das klingt schon einmal recht vielversprechend.

Es geniesst nicht unbedingt Weltruhm, dieses Montevideo, stets im Schatten von Buenos Aires, das nur ein paar Bootstunden entfernt auf der anderen Seite des Río de la Plata liegt. Die Stadt wirft sich einem nicht an den Hals, für schweizerisch-kleinstädtisch Sozialisierte wie mich ist sie eigenartig vertraut. Obwohl die Stadt auf den ersten Blick nicht so viel Sinn ergibt: Ministerien reihen sich hier neben heruntergekommenen, von Junkies eroberten Ruinen ein; es gibt kein Regierungsviertel, keinen Touristen-Hotspot. Die Altstadt ist im Zentrum mal hübsch und mal einfach nur alt. Obwohl eine klassische Einwandererstadt, scheint Montevideo nicht zur Entzückung von Fremden gebaut. Jetzt im Januar ist sie sogar fast etwas unbelebt, die Uruguayer haben Sommerferien, die Hälfte liegt in Punta del Este, dem beliebtesten Badeort, am Strand.

Der schnellste Weg zur Integration führt über den Mate, stelle ich fest. Die Uruguayos sind verrückt nach Mate. Wer nicht zärtlich eine Thermosflasche unter den Arm geklemmt hat, um den Mate-Becher ständig und überall mit heissem Wasser nachfüllen zu können, ist eher kein echter Uruguayo. Menschen putzen Fenster und steuern Lastwagen mit Mate in der Hand und Thermoskanne unter dem Arm. Und an der Tankstelle wird nicht nur der Tank nachgefüllt, sondern auch die Thermos – als ob in diesem Land ohne den herbalen Treibstoff gar nichts liefe. Tatsächlich trinkt niemand mehr Mate als die Uruguayer. Typischerweise wird der Becher auch unter Wildfremden herumgereicht, und alle trinken aus derselben Bombilla, dem metallenen Röhrchen mit Sieb am Ende. Mit den Joints ist die Praxis identisch.

Mate, Fussball und Sozialdemokratie, das ist es, was Uruguay ausmacht, sagen alle, mit denen ich den bitteren Mate schlürfe. Seit Uruguay die allererste WM ausgerichtet und gleich gewonnen hat, ist Fussball Religion. Mit dem Resultat, dass Uruguay mehr Profispieler exportiert als Argentinien und Brasilien – trotz gerade einmal 3,4 Millionen potenziellen Spielern. Aber nicht alle seien so bissig wie Suárez, versichern sie mir.

Ich habe mir das Land ehrlich gesagt lauter und ungestüm vorgestellt. Und nun stehe ich in mindestens so akkuraten Warteschlangen im Supermarkt wie zu Hause. «Lauter ist kein Problem», sagt der Betreiber einer Bar mit Dachterrasse, in die ich vor der Hitze geflüchtet bin. Dazu müsse ich nur eine Probe der Candombe-Gruppen besuchen. Und so warte ich an einem Mittwochabend in Barrio Sur auf eines der typischsten Spektakel in Montevideo. Die Dunkelheit legt sich langsam über die Stadt, der Río de la Plata glitzert für einmal wirklich silbern, und am Eingang des Barrio Sur, des Arbeiterviertels und Geburtsorts des uruguayischen Karnevals, versammeln sich die Trommler der «Morenada», einer der ältesten Candombe-Gruppen von Montevideo. Candombe ist ein Tanz und eine Musikrichtung, die im Milieu der befreiten Sklaven des Landes entstanden sind. Manuel Silva, der Anführer der Trommler und Enkel einer Candombe-Legende der Stadt, hebt den Arm, für einen kurzen Moment scheint sogar einmal der Wind den Atem anzuhalten. Dann legen die Trommler los, und das ganze Quartier scheint zu vibrieren. Angeführt von den Fahnenträgern und Tänzerinnen, zieht die Gruppe über die Hauptstrasse des Barrio Sur. Jeden Mittwoch und Samstag proben sie für die Llamadas, die Umzüge am Karneval am ersten Februarwochenende. Da spielen sie dann, bis den Trommlern die Hände bluten und den Tänzerinnen die Füsse.



Uruguay ist für viele Touristen nur ein Tagesausflug von Buenos Aires. Dabei wirft sich das Land Besuchern nicht sofort an den Hals. Man muss sein Vertrauen gewinnen.



Abends bei einem Mate auf der Rambla zu sitzen und im Río de la Plata zu fischen, scheint ein beliebtes Hobby zu sein. Manche bringen sogar noch Campingstühle mit.



Loreley Perez gilt als «La Matriarcha del Tango». Viele Jahre hat die Siebzigjährige im Orchester in Montevideo Tango gesungen und getanzt. Ihre rauchige Stimme kommt nicht von ungefähr.



Die Altstadt von Montevideo? Mal ist sie hübsch, mal einfach nur alt, aber auf jeden Fall praktisch eingerichtet.





Die Comparsa  
probt für den Karneval.  
Candombe ist ein  
wichtiger Teil der  
uruguayischen Kultur.



Langweilige Einöde,  
könnte man meinen. Doch  
das Hinterland ist der  
Motor der uruguayischen  
Wirtschaft.



Candombe gehört zum immateriellen Kulturerbe der Unesco. Mick Jagger soll nach einem Konzert in Uruguay einst bei einer der Legenden des Candombe zu Hause aufgetaucht sein, um sich unterrichten zu lassen. Niemand hier im Quartier kommt auf die Idee, sich über den Lärm spätabends zu beklagen. Im Gegenteil, die Leute aus dem Barrio stehen auf ihren Balkonen oder begleiten die Comparsa durchs Quartier, alle tanzen mit, selbst die Probe ist schon ein grosses Fest. Und am Schluss treffen sich alle für ein Choripán, die lokale Version des Hotdogs, vor dem Lokal der Familie Silva. Uruguay schafft es irgendwie auf mühelose Weise, gleichzeitig sehr traditionell und sehr fortschrittlich zu sein.

Das stelle ich auch einige Tage später um Montagmitternacht auf der Plaza de los Bomberos fest. Ich war des Tangos wegen gekommen. Tags zuvor hatte ich niemand Geringeres als «La Matriarcha del Tango» kennengelernt: Loreley Perez. Lange Jahre war sie im Tango-Orchester Montevideos, erst als Tänzerin und Sängerin. Ihre rauchige Stimme kommt nicht von ungefähr, die Siebzigjährige hält stets einen Joint oder eine Zigarette zwischen den Fingern, manchmal auch beides gleichzeitig. «Tango kann ich dir nicht erklären, du musst ihn erleben», sagt sie. Und so finde ich mich am Montagabend zur Milonga Clandestina ein. In Uruguay scheint der Tango gerade wieder von den Jungen entdeckt zu werden. Zum Beispiel von einem bärtigen Heavy-Metal-Fan namens Pablo. Oder dem jungen Nicola, der in der Pandemie zum Tango gefunden hat und sagt, es gehe nicht nur um den Tanz: Tango sei eine Philosophie, man müsse das Leben umarmen wie einen Tanzpartner. Oder die junge Studentin mit wildem Vokuhila und Chucks an den Füßen. Im Laternenlicht tanzen sie unter der Statue irgendeines Generals bis tief in die Nacht hinein. Ihre Milonga (soviel ich mit meinem laienhaften Spanisch verstanden habe, ist das eine Zusammenkunft zum Tanzen) ist auch ein bisschen Rebellion. Sie tanzen ohne Bewilligung bis spät in die Nacht auf öffentlichen Plätzen, Männer tanzen mit Männern und Frauen mit Frauen, sowieso darf jeder mitmachen hier. Sie verstehen sich als Bewegung, sagen die Tänzer, und irgendwie landen wir kurz darauf bei Staatskunde und Politik. Wie eigentlich in fast jedem Gespräch, die Uruguayer scheinen mir ungemein politisch zu sein. Aber dafür reicht mein Spanisch zu so später Stunde dann doch nicht ganz aus, und so mache ich mir ein paar Notizen, um später zu googeln.



Nach ein paar Tagen habe ich das Gefühl, genug von der Stadt gesehen zu haben. So gross ist sie ja nicht. Soziokulturell teilt sich das Land grob in drei Teile, scheint mir: in Hauptstadt, Küste und «El Campo». Das Hinterland ist der Motor dieses Landes, die Landwirtschaft noch immer einer der wichtigsten Wirtschaftszweige. Uruguay hat nicht viele Rohstoffe, keine seltenen Erden oder Metalle, kein Erdölvorkommen oder Sonstiges, was sich schnell zu Geld machen lässt. Dafür leben hier 12 Millionen Rinder. Ihr Fleisch ist das wichtigste Exportgut, neben der Wolle der 6 Millionen Schafe, die sich die Weiden mit den Rindern teilen, und Soja.

Für den zweiten Teil der Reise begleitet mich ein Fotograf. Wir fahren nach Treinta y Tres in Richtung Nordosten, um uns diesen Motor etwas genauer anzuschauen. Wir fahren Kilometer um Kilometer, ohne viel mehr als Kühe und Schafe zu sehen. Irgendwo am Strassenrand wartet ein junger Gaucho auf seinem Pferd. Er ist keine Touristenattraktion. Das Pferd, die Rinder, Boina (die typische Baskenmütze) und Espadrillas – das ist sein echtes Leben. «La patria se hizo a caballo», die Heimat wurde zu Pferde gemacht, lernen die Uruguayer im Geschichtsunterricht in der Schule. Und noch heute geht hier ohne Pferde gar nichts. Sie sind das wichtigste Arbeitswerkzeug der Gauchos, und damit der Treibstoff für den Motor des Landes. Der junge Gaucho wartet auf einen Tankwagen, der Wasser zu den Tieren bringen soll. Es herrscht gerade die schlimmste Dürre seit 25 Jahren, seit neunzig Tagen hat es schon nicht mehr wirklich geregnet. Im Landesinnern verdursten teilweise schon die Kühe und Schafe auf den Weiden, weil die Flüsse austrocknen.

Etwas weiter im Norden, wo Cecilia und Carlos leben, ist es noch nicht ganz so schlimm mit dem Wasser. Die Landschaft ist etwas hügeliger, und in den Tälern sammelt sich noch etwas Wasser. Sie sind ein typischer Familienbetrieb. Mit 800 Hektaren Land noch nicht einmal ein besonders grosser. Cecilia besitzt 800 Rinder, dazu ein paar hundert Schafe und 25 Pferde und Tomba, den Labrador. Sie und ihr Mann nehmen uns mit auf eine Tour über ihre Weiden. Nicht mit dem Pferd, dafür ist es jetzt mitten am Nachmittag zu heiss. Wir fahren mit dem Jeep, während ihr Gaucho Siesta hält. Er war schon in den frühen Morgenstunden unterwegs, hat die Tiere kontrolliert und die Zäune und Wasserstellen. Die Rinder und Schafe haben sich unter die Büsche verzogen, um der Hitze zu entgehen. Bäume wachsen hier in der Pampa nur wenige – eigentlich. Cecilia schaut böse zu den Eukalyptuswäldern auf dem angrenzenden Grundstück. In den letzten Jahren hätten immer mehr Bauern ihr Land an multinationale Holzkonzerne verpachtet, erzählt sie. Doch die schnellwachsenden Bäume, die diese Konzerne hier pflanzen, saugen das Wasser und die Nährstoffe aus den Böden. Mit nachhaltiger Landwirtschaft habe das nicht mehr viel zu tun, beklagt sie. Ihre Tiere hingegen wachsen allein mit Futter von den Weiden auf, das ganze Jahr über sind sie draussen auf der Weide, sie bekommen kein Kraftfutter, keine Antibiotika, gar nichts. «Alles bio», sagt Cecilia. Uruguay war das erste Land, das Hormone und präventive Antibiotika in der Tierzucht verboten hat. Das war 1962, also noch viele Jahre bevor Keimresistenzen und Treibhausgase ins gesellschaftliche Bewusstsein gerückt waren. Heute muss jedes Tier einen elektronischen Chip tragen, mit dem sein Leben von der Geburt bis ins Schlachthaus nachverfolgt werden kann. Ein Rind hat in Uruguay durchschnittlich zwei Fussballfelder Platz. Artgerechter geht Massentierhaltung wohl kaum, klimaschonender auch nicht.



Zu jeder Farm gehört eine Manga. Durch diesen Brettergang werden die Rinder getrieben, wenn sie geimpft oder sonst behandelt werden müssen.



Cecilia und Carlos haben 800 Rinder und 600 Schafe. Damit sind sie ein verhältnismässig kleiner Familienbetrieb in Uruguay.



Dreimal so viel Rinder wie Menschen leben in Uruguay. Ihr Fleisch ist nach wie vor das wichtigste Exportgut. Und geniesst einen sehr guten Ruf weltweit: Zugabe von Kraftfutter oder Antibiotika ist in Uruguay verboten. Zu fressen gibt es für die Rinder nur Gras.





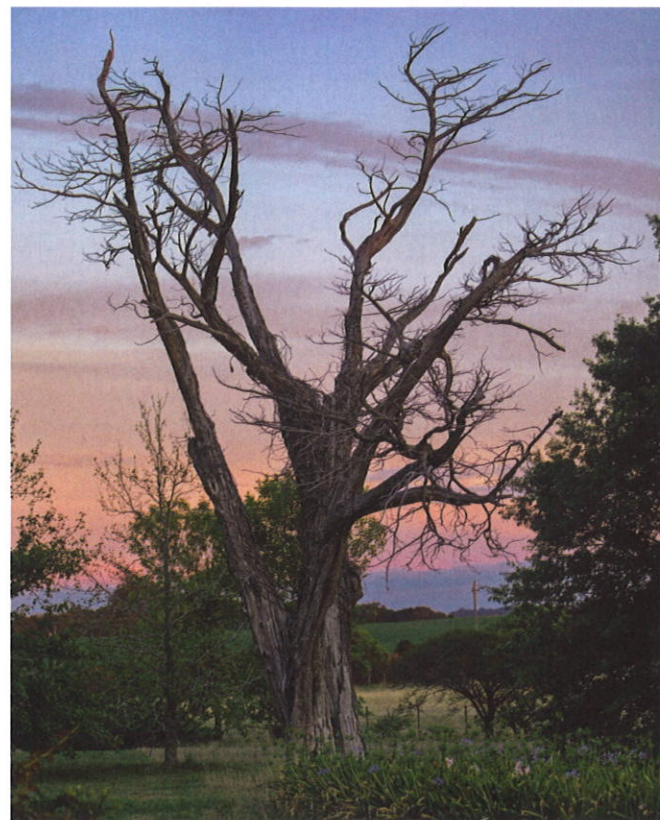
«Mujica war mein Gefangener und mein Präsident», sagt Rocha. Uruguay hat nach der Militärdiktatur eine Amnestie beschlossen für die Militärs wie auch die Guerilleros.



Ziemlich mühelos scheint Uruguay die Energiegewende geschafft zu haben. Den grössten Anteil liefern heute Windräder; Wind hat es definitiv genug in diesem Land.



«Das Vaterland wurde zu Pferd gemacht», lautet ein uruguayisches Sprichwort. Und noch heute sind auf den meisten Farmen die Pferde das wichtigste Arbeitsinstrument der Gauchos.



Die Natur lässt sich in Uruguay nicht bis ins Letzte kommerzialisieren. Doch das macht wohl auch den Reiz des Landes aus.

Uruguay hat sich Anfang des 20. Jahrhunderts zum vorbildlichen Sozialstaat entwickelt, will sogar die Sozialdemokratie erfunden haben: 1915 führte der damalige Präsident Batlle den Acht-Stunden-Tag ein und ein System mit Renten ab sechzig und machte die höhere Schule kostenlos. Die Gewerkschaften haben bis heute einen hohen Stellenwert in dem Land; ganz im Gegensatz zur Kirche, die früh strikt vom Staat getrennt wurde. Uruguay hat als eines der ersten Länder das Frauenwahlrecht eingeführt und den Frauen das Recht zur Scheidung zugestanden.

Doch damit nicht genug, auch in den letzten Jahren hat Uruguay es immer wieder geschafft, in die Pionierrolle zu schlüpfen und Lösungen für ein paar der umstrittensten Fragen unserer Zeit zu finden. Als erstes Land in Südamerika hat Uruguay Abtreibungen legalisiert. Hat gezeigt, dass sich ein Land sehr wohl mit erneuerbaren Energien versorgen lässt (in Uruguay hat man sich im Gegensatz zu hier nicht um tote Vögel gesorgt, sondern vielmehr darum, wie die Rinder die Windräder vertragen würden). Und es hat als erstes Land überhaupt Cannabis komplett legalisiert, seither ist in Uruguay ein regelrechtes Cannabis-Business entstanden. 167 neue Lizenzen zum Cannabis-Anbau hat die Regierung letztes Jahr vergeben, Uruguay ist 2020 zum grössten Exporteur von legalem Cannabis geworden. Zwei Drittel davon landeten in der Schweiz – CBD versteht sich, für Öle, Tees und medizinische Zwecke.

Grund genug, uns eine solche Plantage genauer anzuschauen. Yanina Avedutto empfängt uns auf dem Gelände von Cannabis Villa Clara etwas ausserhalb von Montevideo. Sie verwaltet die Plantage für den Besitzer, der in Argentinien lebt. Noch vor wenigen Jahren hat sie hier auf dem Gelände Omega-3-Tabletten produziert aus Fischlebern, heute züchtet sie eben Hanf. «Mein Vater war anfangs schon nicht so erfreut, als er von meinem neuen Job erfuhr. Er meinte, dass wir hier mit Drogen dealen», schmunzelt die junge Frau. Mit dubiosen Machenschaften hat das hier aber wenig zu tun. Im Gegenteil, die Plantage ist gross angeschrieben, pflegt eine schöne Website. Die Pflanzen wachsen unter besten Bedingungen in Gewächshäusern, grosse Ventilatoren an den Rückwänden sorgen dafür, dass es den noch zarten Pflanzen nicht zu heiss wird.

Uruguayer können für den Eigengebrauch bis zu sechs Pflanzen selber anbauen, einem Hanfklub beitreten oder mit einer Registrierung das Gras rezeptfrei in einer Apotheke kaufen. Kritiker sind zwar der Meinung, dass die Cannabis-Legalisierung die Drogenkartelle erst recht auf den Plan gerufen habe und so mit ein Grund dafür gewesen sei, dass Uruguay in den letzten Jahren zu einer der wichtigsten Handelsrouten von Kokain für Europa geworden sei und gleichzeitig die Banden-kriminalität und die Mordrate zunähmen. Auch beziehen viele Uruguayer ihr Gras trotzdem noch auf dem Schwarzmarkt, weil da günstiges Cannabis aus Paraguay verkauft wird mit doppelt so viel THC. Trotzdem soll der illegale Handel bereits im ersten Jahr nach der gesetzlichen Freigabe um einen Fünftel geschrumpft sein – diesem Ziel ist Präsident Mujica damals also ein Stück näher gekommen.

Schreibt man über Uruguay, darf Mujica nicht fehlen. Er ist so eine Art Nelson Mandela Südamerikas. Bevor er 2010 ins höchste Amt gewählt wurde und als bescheidenster Präsident in die Geschichte einging (er lebte als Präsident weiterhin auf seiner kleinen Blumenfarm und spendete 90 Prozent seines Gehalts), sass er in den 1970er Jahren während der Militärdiktatur fast vierzehn Jahre im Gefängnis, machte Folter und Isola-

tionshaft in einem Erdloch durch. Mujica war Teil der bewaffneten Stadtguerilla, die gegen die Militärregierung revoltierte. Dass wir auf einer Chacra in der Nähe von Colonia del Sacramento zufällig seinen Gefängniswärter von damals treffen, hat viel mit dem fast sturen Pragmatismus in diesem Land zu tun: Nach Ende der Diktatur wurde eine Amnestie für die Guerilleros als auch die Militärs beschlossen, trotz Gewalt von beiden Seiten. Rocha, der freundliche Gefängniswärter, sagt, er habe zwar von der Folter gehört, aber das sei weiter oben in der Hierarchie passiert. Für ihn, ebenfalls Pragmatiker, sei es damals einfach ein Job gewesen. «Sie haben gut gezahlt, und nach fünfzehn Jahren Dienst versprochen sie eine lebenslange Rente.»

Fehlt noch die Küste auf unserer Reise durch das gelobte Land. So unscheinbar Uruguay sein mag, seine Strände gehören zu den schönsten der Welt. Das mag vielleicht bei uns in Europa noch nicht so angekommen sein, die südamerikanische Elite weiss es aber schon längst. Die kommt nämlich jedes Jahr im Sommer hierher, um ungesehen Ferien zu machen. Also geht's an die Ostküste, wo der Atlantik den Río de la Plata verschluckt. Wenn Uruguay sonst so bescheiden und bodenständig ist, dann ist Punta del Este die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Hier wird noch geklotzt und Rollrasen bewässert und mit Fensterfronten gewetteifert, was das Zeug hält. Man munkelt, dass die Hochhäuser in den neunziger Jahren zu einem nicht unbeachtlichen Teil mit Geld der Narcos hingeklotzt wurden.

Richtig luxuriös geht es aber ein paar Kilometer weiter in José Ignacio zu und her. In dem ehemaligen kleinen Fischerdorf trifft sich nun die wirklich reiche High Society, die lieber nicht gesehen werden, sondern in Ruhe ausspannen will. Der Coca-Cola-Chef komme zum Beispiel gerne mit Freunden hierher zum Biken, erzählt eine junge Argentinierin, die hier in einem der gehobenen Hotels gearbeitet hat. Al Thani, der katarische Emir, hat hier nach der Fussball-WM eine Auszeit genossen, ein paar Fifa-Funktionäre sollen gerade hier sein und Shakira sogar ein eigenes Haus in José Ignacio haben.

José Ignacio mit seinen weissen, endlosen Dünen und Lagunen gilt als die Hamptons Südamerikas, und so sehen die Leute hier auch aus: Wehende Strandkleider und Polo-Shirts, mit Seglerschuhen kombiniert, dominieren das Ortsbild. Die Strände sind hier so endlos, dass die Seehunde der Kolonien weiter im Osten die Einzigen sind, die gedrängt in der Sonne liegen. Nur baden tut hier kaum einer, das Meer ist eiskalt. Alle fahren geländegängige Golfkarts, denn abseits der Hauptstrasse gibt's nur staubige Sandpisten. Überhaupt ist José Ignacio nicht das, was man von einem Luxusferienort erwarten würde. Zwar ist es längst kein Fischerdorf mehr, klar, aber die Design-Ferienhäuschen sind erstaunlich klein dimensioniert für das viele Geld, das hier vorhanden sein muss. Die Geschichte von José Ignacio ist einmal mehr exemplarisch für das vorausschauende Uruguay. Als das Örtchen immer beliebter zu werden begann, beschloss die Departementsregierung in weiser Voraussicht, gewisse Auflagen zum Bau von Ferienhäusern zu erlassen. So dürfen diese maximal zweistöckig sein und nur einen gewissen Prozentsatz der Parzelle ausfüllen. Massentourismus war hier nicht erwünscht.

PATRIZIA MESSMER  
wollte ja eigentlich noch Tango tanzen lernen. Das macht sie beim nächsten Besuch.